



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Flemes, Bernhard: Legende vom Wacholderhügel

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Möge dieses Werk von neuem die Überzeugung bekräftigen, daß das dem Wohle der Menschheit dienende Rote Kreuz im weißen Felde das Wahrzeichen einer sittlichen Idee, das Banner einer moralischen Macht ist, welches da, wo es erscheint, die heilige Flamme der Menschenliebe entfacht und so gleichzeitig zu einem Träger und Verbreiter einer auf Veredlung der Menschen gerichteten Kultur wird.

Dies alles ist durch die Genfer Konvention als allgemeine, ein für allemal geltende Rechtsregel aufgerichtet worden, so daß seine Beachtung im Kriege nicht mehr von dem guten Willen der Kriegführenden abhängt und demnach nicht unbeachtet gelassen werden kann. Sie ist deshalb, namentlich mit den Verbesserungen und Ergänzungen, die sie in neuerer Zeit erfahren, ein völkerrechtliches Gesetz, durch das ein wichtiger Fortschritt des internationalen Völkerrechts und damit der Kultur überhaupt errungen worden ist, und bildet ein alle gesitteten Völker umschlingendes Band humanitärer Weltanschauung.



## Legende vom Wacholderhügel

Von Bernhard Flemes-Hameln a. d. Weser



Die Kriegsfurie raste im Lande, lange Jahre schon. Aus Städten und Dörfern machte sie Jackeln, die ihre Greuelthaten beleuchteten. Die Pest fraß an den Leibern, die Wüßtheit an den Seelen der Menschen. Ihr aber war das Geheul der mißhandelten und entarteten Menschheit ein lieblicher Gesang. Und wo sie noch ein Wesen fand, das in den großen Notschrei der Welt nicht einstimmte, da zwidte sie es so lange, bis seine Schmerzföhreie erschollen oder es sich wie ein Hund an ihre blutigen Sohlen heftete und mitraste.

Als der große Krieg begann, dachte der Bischof an sein Zillialklosterlein, das oben auf der Hochebene lag, sechs Stunden durch dicken Wald und immer bergauf, bergab. Er schickte einen Boten hin: wer lieber in die schirmenden Arme des Mutterklosters zurückkehren möge, der sei willkommen, denn bis da oben hin reiche des Bischofs Hand nimmer, und keiner solle hernach klagen, daß er, der den Seinen immer ein gültiger Vater gewesen sei, sie nicht nach Kräften geschützt habe. Da brachen sie alle um Mitternacht auf. Vier Stunden wanderten sie, bis es vor ihnen über den weichen Moosboden schwappte und durch die düsteren Fichten von Helmen und Harnischen blitzte. Ein Reiterzug brach durch den Wald, voran ein großer, härtiger Mann auf einem mächtigen schwarzen Roß. Der hatte ein nacktes Mägdelein vor sich auf dem Pferde. Ihr Blondhaar flammte über die Eisenrüstung des Reiters. Die frommen Brüder kannten sie wohl, denn sie war die Tochter von Klosterleuten. Zwei andere schleppten Frauen vor sich auf den

Gäulen. Die Weiber waren nur mit dem Hemde bekleidet, ihre Gesichter waren kalkig, und ihre Augen griffen mit schreckensstarrten Krallen um sich.

Die Brüder drückten sich hinter die Fichtenstämme, und der Atem stand still in ihnen. Der Reiterzug blitzte vorüber, und nur ein fernes Rossweihern, ein brutaler Lachton erinnerte an die Wirklichkeit des Geschauten. Doch als sie in die Nähe des Weilers kamen, der dem Kloster gehörte, da roch es brenzlich. Und bald sahen sie Flammen lodern.

„Schnell, schnell!“ drängte der Prior.

Aber je weiter sie nach unten kamen, desto lebhafter ward der Wald. Und bald wurden sie durch streifende Landsknechte in zwei Haufen geteilt. Der eine hastete mit dem Prior ins Tal, dem Orte entgegen, wo des Bischofs Reiter warten wollten, um die frommen Brüder sicher ins Mutterkloster zu geleiten, der andere hingegen kauerte in einer Tannendickung und mußte da lange verharren. Als es endlich ruhiger wurde, meinte Rupert, der Klosterjäger: „Ich geh wieder hinauf. Da oben sind wir sicherer als zwischen dieser Viehherbände.“ Er warf seine Armbrust über die Schulter, faßte seinen Jagdspieß fest und stieg, ohne sich umzuschauen, mit großen Schritten berghinan. Die anderen sahen sich beklommen an, nickten gedankenschwer und folgten ihm. Und als sie wieder oben waren, ging die Unruhe aus ihren Augen, und sie atmeten erleichtert auf.

Es waren ihrer sechs Brüder und der Pater Reinhold. Der war ein gelehrter Herr und hielt sich nach wie vor den größten Teil des Tages in der Bibliothek auf, trotzdem er ein junger und kräftiger Mann war. Gleichgültig taten die anderen ihre Arbeit. Unten aber qualmten und schrien die Ländel. Es schien kein Aufhören zu sein, doch drang zu ihnen kein Laut des Krieges empor. Die Wälder waren zu dick, und der schmale Pfad, der zum Kloster führte, verwuchs bald. In der Nähe ragte eine Felsenkanzel. Hier standen die sieben mitunter des Abends und sahen, wie in den Tälern die Feuer glommen. Der Bischof ließ nichts von sich hören. Die Zurückgebliebenen wußten nicht, was aus den anderen geworden war. Als die Jahre vergingen, dachten sie weniger daran, wuchsen immer mehr aus ihren Klostergewohnheiten heraus und in Wald, Feld und Garten hinein. Rupert ging auf die Jagd, und die Ackerer Heino und Göde bestellten mit ihren Kühen die Acker, die um das Kloster lagen und ein leidliches Brotkorn hergaben, das wohl für alle langte. Luder sorgte für seinen Garten, und der blöde Severin und der lustige Rudi arbeiteten in Küche und Keller. Nach dem Abendessen saßen sie auf den Bänken im Garten. Das hätten nun die schönsten Stunden sein können, aber es waren die schlimmsten. Denn der Geist, den die Tagesarbeit frei gab, verlor sich in den Gedanken von der Zwecklosigkeit und Verlorenheit ihres Daseins. Die Erbauungen, die der Pater Reinhold hielt, waren Hilfschreie aus geistiger Not und Einsamkeit. In den ersten Jahren ging es noch. Als aber des Harrens und Hoffens kein Ende ward, wurde es schlimmer und immer schlimmer. Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit schlichen ins Kloster und richteten sich wohllich ein, und der Stumpfsinn baute an seinem Throne. Es war nicht abzusehen, wie das noch enden wolle.

Eines Abends, als der Mond silbern über die Fichtenwipfel kam, saßen sie im Garten, ihrer vier. Rupert und Göde paßten im Walde auf einen Hirsch. Reinhold war in der Bibliothek, die nach Westen lag, und starrte in den grün-

lichen Himmel, der einer schönen Abendglut gefolgt war. Rudi hatte seine Flöte gespielt. Aber es waren traurige Melodien, die lustigen wollten ihm nicht mehr von den Lippen. Traurig war das Flötenspiel, aber die Stille hinterdrein war noch trauriger, und Rudis tiefe Seufzer machten sie nicht anders.

„Ja, ja!“ meinte Heino, der ein Schweiger war.

„Wer hätte das vor fünf Jahren gedacht, daß wir heute so hier oben sitzen würden!“ sagte Lüder, der Gärtner.

„Morgen jährt es sich zum fünften Male,“ bemerkte Rudi. „War das eine Aufregung damals, als des Bischofs Botschaft kam! Der Pater Vinzenz vergaß, seine Boden zu salben, und der Prior wollte in der Aufregung die schwere Truhe mit dem Klosterschatz allein schleppen!“

„Hernach mußte jeder der Patres seine Taschen füllen. Reinhold hat die ganze Tasche voll Edelgestein wieder heim gebracht.“

„Hat er. Es liegt alles in der Truhe. Was sollen wir mit dem Zeug? Am liebsten möchte man auf und davon!“

„Wie weit denkst du denn zu kommen? Rupert hat vor wenigen Tagen eine längere Streife talwärts gemacht. In den Walddörfern und Weilern ist nichts Lebendiges. Aber auf der Straße ganz unten hat er Leute vorbeiziehen sehen, die haben bloße Leiber gehabt und sich mit Geißeln gepeinigt. Als aber des Weges zwei Planwagen gekommen, sind sie wie der Wind drüber her gewesen. In den Wagen war Wein. Rupert hat ihr Gejohl hernach im Walde gehört, als er bei den drei Fichten war, wo der Windbruch den Gang fahl gemacht hat. Und brenzeln tut's immer noch. Mir ist mitunter, ich räch's hier oben.“

„Freilich, unters Gefindel möcht' ich auch nicht gern geraten.“

„Ja, ja!“ sagte Heino, erhob sich und ging zu Bette.

Severin hatte mit offenem Munde zugehört. Als Heino sich erhob, trottete er hinterdrein. Lüder und Rudi saßen allein. Der Mond stieg höher, und der Siebelschatten der Ostwand lag scharf im hellen Garten. Fledermäuse flogen lautlos. Der Goldlack roch süß von den Beeten herüber. Im Forste schrien die Eulen.

„Ob der Bischof gar nicht an uns denkt?“ fragte Rudi. „Wer weiß, ob er noch lebt.“

Da hörte man Stimmen auf der gegenüberliegenden Berghalde. Die beiden lugten hinüber und sahen, wie sich im Mondenschein etwas bewegte.

„Rupert und Göde kommen,“ sagte Rudi, „laß sehen, was sie erbeutet haben.“ Vor der Gartenmauer traf er die beiden.

„Uff!“ sagte Göde und schmiß den Hirsch auf die Erde.

„Was prickt dich der Haber, daß du 'n allein tragen willst“, brummte Rupert.

„Ihrer zwei trag' ich!“ rühmte Göde, hob die breiten Schultern und lachte.

„Erzähle“, sagte Rudi, als sie im Garten saßen.

„Na, der Hirsch — da ist nicht viel zu erzählen. Sind ja so viele da, daß ihr nicht dagegen an fressen könnt — aber —“

„Ja —“, lachte Göde kurz und pffiffig.

„Aber —? Sonst noch was?“

„Wir haben was gehört im Busche“, begann Rupert bedächtig.

„Und gesehen!“ fiel Göde ein und hieb klatschend die Hand auf den Schenkel.

„Ob es eine der weißen Frauen war?“

„Weiß war's — und von 'ner Frau war's auch was, aber es huschte in die Haselbüsche und weg war's.“

„Was ihr wohl gesehen habt!“ lachte Rudi spöttisch, aber ihm war nicht ganz geheuer.

Rupert zuckte nur mit den Schultern, und Göde lachte vielsagend. Da kam keiner mehr drauf zurück. Bald lagen alle schlafend, und Gödes Atemzüge rasselten wie eine große Holzsäge.

Im Bibliothekzimmer war Reinhold noch wach. Er hatte den Ölkrüsel nicht angezündet, sondern schritt im Dunkel auf und nieder. Die Dielen knackten leise.

„Das ist nun Leben, dieser trübe, verlorene Teich,“ murmelte er, nur hin und wieder einen Gedanken laut werden lassend. „Drunten zerfleischen sich die Völker. Alles edle Leben muß dabei vergehen. Gott! Gott! Und wir müssen untätig alles Menschliche untergehen sehen? Schon sitzen wir bis an die Schultern in dem üblen Teiche. Sollen wir geduldig warten, bis uns das Wasser zum Munde hereinfließt? Steh mir bei, du großer Gott, hilf, daß die quälenden Gedanken meiner nicht Herr werden!“

Er sank vor einem Kreuzifix nieder und stöhnte laut. Kühl strich der Nachthauch herein, wie eine Fledermaus, die sich still an den Balken hängt. Draußen erhob sich plötzlich lautes Gulengeschrei. Er stand müde auf, trat ans Fenster und schaute gegen den Wald.

Da — seine Augen wurden scharf — was bewegte sich weiß vor dem dunklen Fichtensaume? War es ein Nebel? Es kam näher, vorsichtig schreitend, stand wie laufend — schritt wieder weiter. War es ein menschliches Wesen? Wie es schien, ein Weib?

Da stand es still, strich seitwärts an der Gartenmauer entlang und verschwand hinter der Hausecke.

Reinhold griff an die Stirn, zu wissen, ob er wache oder träume. War das eine Erscheinung? Hatte sie Gott gesandt, oder gar der Böse? Er schlug ein Kreuz und lauschte atemlos. Nichts regte sich. Da faßte er sich ein Herz und ging durch den Kreuzgang und das Hauptportal ins Freie. Die Nacht lag still um Haus und Garten und atmete kaum. Am Walde schalt ein Reh. Reinhold ging — halb träumend — in seine Zelle.

\* \* \*

Am anderen Morgen war Lüder in seinem Garten beschäftigt. Nur die Gemüesfelder waren in einiger Ordnung. Was an Blumen zu sehen war, wucherte wild und bunt durcheinander, wanderte in der Erde weiter und besamte sich selber. Lüder stach Spargel. Da flog aus dem Wildrosenbusch an der Mauer das Drosselpärchen, das dort nistete, mit erschreckten Zwitschertönen auf. Der Bruder Gärtner schaute auf. Da hörte er den hellen Klang einer Mädchenstimme, und was er nun auf der Mauer zu sehen bekam, ließ ihm seine Spargel aus der Hand poltern. Ein Mädchen hockte da, blondhaarig, blaß und verhärrt, mit Augen wie zwei winzige Maihimmel. Sie trug ein Gewand, das ehemals reich gewesen, nun aber zerfchliffen und durch Brandflecken verunziert war. Ein paar sanfte, fragende Worte sprach sie in einer Sprache, die er nicht verstand. Eines aber wußte er gleich, nämlich, daß ihnen von diesem verängstigten Geschöpfe keine Gefahr drohte. So trat er näher herzu.

„Wer bist du, und was willst du von mir?“

Die Antwort blieb ihm unverständlich, und er zog verlegen die Schultern hoch. Da zeigte ihm die Fremde die Brandflecken in ihrem Gewande. Im Feuer war sie gewesen, sicher also aus einem Hause, das die Gorden da unten angezündet hatten. Aber wie kam sie hierher? Hatte sie den Weg durch die Wälder im Zufall gefunden?

Indes er sie noch wie ein Wunder anstarrte, sprang die Fremde in den Garten herein. Lüder erschraf. Nie zuvor war ein weibliches Wesen innerhalb der Klostermauern gesehen worden. Und nun schritt sie unbekümmert auf ihn zu und wies fragend gegen das Haus. Er winkte der Fremden, ihm zu folgen und führte sie zum Pater Reinhold.

„Hochwürden — dies Weib ist eben zu mir in den Garten gesprungen.“

Er erzählte, daß sie eine fremde Sprache rede.

„Hinaus doch — hinweg mit ihr — sie darf nicht über unsere Schwelle!“ rief Pater Reinhold und wehrte mit beiden Händen ab.

Lüder wies nach der Tür. Aber da sah die Fremde beide mit einem unendlich traurigen Blick an, und eine helle Träne perlte über ihre Wangen und fiel in den Staub des Korridors. Da lag sie wie eine blinkende Perle, so daß Lüder die Hand recken und sie aufheben wollte. Doch er schämte sich und wurde verlegen. Die Fremde stand jetzt im Rahmen der offenen Tür.

„Oder — was meinst du, Lüder?“ fragte Reinhold unsicher.

„Hochwürden —“

Im selben Augenblick kam Rudi von den Wirtschaftsgebäuden eilig über den Hof.

„Zum Donnerwetter, Lüder, wo bleiben die —“ Spargel wollte er sagen. Aber sein fragender Mund blieb offenstehen, und mit lautem Krach zerschellte die irdene Schale, die er trug, auf den Steinfliesen. Lüder klärte ihn mit wenigen Worten auf. Rudi nahm die Sache von der praktischen Seite.

„Das gibt Hilfe für die Küche“, äußerte er leise zu den beiden.

„Die Ordensregel gebietet, daß kein Weib zu uns herein darf“, sagte Reinhold, und sein Ton ward wieder strenger.

Die Fremde merkte, daß über sie beraten wurde. Sie ging still aus dem Hause und ließ sich draußen auf einer Bank nieder. Rudi legte sich warm für sie ins Zeug. Der Pater wurde nachdenklich und meinte, man wolle warten, bis zu Mittag die anderen alle versammelt wären. Darauf ging er in seine Zelle und Lüder wieder in den Garten. Rudi aber winkte der Fremden, daß sie ihm nach der Küche folge, und bot ihr Milch und Brot. Als Severin mit dem Milcheimer aus dem Stalle kam und sie sah, sicherte er vergnügt und winkte ihr zu, als sei sie schon immer bei ihnen gewesen.

Indes nahte die Mittagsstunde. Die Brüder kamen nacheinander und setzten sich an den langen Holztisch, der unter der Kastanie gerade vor dem Küchenfenster stand. Rudi hatte der Fremden bedeutet, sie solle sich einstweilen still in der Küche halten, und versprach sich einen Hauptspäß von den Gesichtern der anderen. Da trat Pater Reinhold herzu und forderte alle auf, ihm ins Eßnackel zu folgen. Sie machten erstaunte Gesichter und stolperten schwerfällig hinter ihm drein durch den Kreuzgang. Und dann saßen alle um den eichenen Tisch und äugten den Pater an, was nun kommen möchte.

„Ich fordere den Bruder Gärtner auf, zu berichten, was er weiß“, begann Reinhold, nachdem er ein kurzes Gebet gesprochen hatte.

Lüder erzählte.

„Und nun“, fuhr Reinhold fort, „frage ich euch: Was beginnen wir mit ihr? Ich wollte sie fortweisen, aber ihre Hilflosigkeit dauerte mich. Sinwiederum verbietet die Regel unseres Ordens, daß wir sie bei uns behalten. Außert euch nun darüber.“

Sie rühten unruhig auf ihren Stühlen. Keiner mochte den Mund aufstun. Da meinte Rudi harmlos: „Seino, so sag' doch mal was dazu.“

„Sa, ja, ja!“ sagte Seino und kraute sich hinter den Ohren. Es war ein schwieriger Fall, der es wohl rechtfertigte, den gewohnten beiden Sas noch ein drittes hinzuzufügen.

„Mußt mit deiner Rede Maß und Ziel halten!“ lachte Rudi.

„Mich deucht, die Sache ist zu ernst, um seinen Spaß damit zu haben,“ mißbilligte Lüder. „Das arme Weib ist draußen und bangt sich. Im Kloster ist sie nun mal. Wer möchte sie zurückjagen ins Elend da unten? Außerdem könnte sie uns leicht verraten. Schon des Klosters wegen müßten wir sie bei uns behalten.“

„Weibervolk!“ knurrte Rupert grimmig.

„So tu' ich den Vorschlag, daß sie vor uns erscheine. Es muß doch jeder wissen, um welche Frau es sich handelt. Drin ist sie mal, wie Lüder schon sagte; was tut's, wenn sie auch noch ins Cönakel kommt!“

Sie waren außer Reinhold und Rupert der Meinung, daß sie kommen solle. Rudi erhob sich und kam bald mit ihr zurück. Und da stand sie nun, und der Blauglanz ihrer Augen leuchtete in das dämmerige Zimmer. Es wurde ganz still. Rupert sah vor sich nieder, und Reinhold musterte unruhig die Brüder. Die Fremde hatte ihr Alleinsein gut genügt, ihr Gewand gesäubert und das dicke rot-blonde Geflecht ihrer Haare geordnet.

Wie schön sie ist! dachte der Pater und wehrte sich vergebens gegen diesen Gedanken.

Seino starrte sie wie eine Erscheinung an. Rupert fuhr sich durch den langen grauen Bart, der an ihm hing wie die Flechte an der Waldsichte, und wußte nicht, wohin er mit seinen Augen sollte. Göde aber schlug sich mit der flachen Hand auf die Oberschenkel, daß das Gewölbe erdröhnte und die Fremde erschreckt zusammenfuhr. Rudi sah alle nacheinander triumphierend an, besonders den Pater Reinhold, dem eine hohe Blut das sonst blasse Gesicht deckte.

„Also was dünket euch?“ fragte er.

„Soll bleiben — was, Rupert?“ dröhnte Göde.

„Wer dafür ist, daß sie bleibt, erhebe sich“, sprach der Pater.

Als er sah, wie alle aufstanden, blieb er sitzen.

„So bleibe sie bei uns. Lüder, Sorge, daß sie gut untergebracht werde!“

Damit stand er rasch auf und verließ das Cönakel, ließ sich auch am gemeinsamen Mittagsmahl der Brüder nicht sehen. Die Fremde aber nahm unbefangen daran teil, erhob sich jedoch halb und trat in die Küche, wo man sie mit Geschirrwirtschaften hörte.

Rupert atmete auf, als sie fort war, denn Rudi hatte sie neben ihn gesetzt. Göde und Seino waren froh, daß sie nun ihre langen Glieder wieder zu lassen wußten.

Sie machten ausgiebigen Gebrauch davon. Lüder und Heino gingen darauf in den Oberstock, um ein Zimmer für sie herzurichten.

\* \* \*

Zwei Wochen war die Fremde da, und im Kloster war es ganz anders geworden.

Als Lüder sie in ihr Zimmer brachte, das er mit Heino gewissenhaft gesäubert hatte, war sie auf Behenspitzen und die Kleider rassend hinter ihm drein gegangen, um den Staub der Korridore nicht aufzuwirbeln. Lüder kam zurück, kriegte Severin und Heino auf, und mit Besen und sehr viel Wasser begann eine gründliche Säuberung. Die Fremde wollte helfen, aber Lüder wehrte entschieden ab. Eines Morgens kam Rudi in seine Küche und machte große Augen, wie alles darin glänzte und blitzte. Fortan sorgte er, daß es immer so war. Im Garten erschien die Fremde und ordnete ein paar Blumenbeete. Da ging Lüder an die anderen Beete. In den Zimmern standen Blumen in Töpfen und Gläsern. Tische und Bänke wurden unter ihrer Anleitung anders gestellt. Die Fenster mußten ihre Spinnwebvorhänge missen und blänkerten im Morgen- und Abendlicht. Schäden an Mauern und Holz wurden ausgebessert. Lüder und die Fremde waren überall.

Sehr unbequem waren den Brüdern anfangs die gemeinsamen Mahlzeiten, von denen sich der Pater seit der Anwesenheit der Fremden fernhielt. Die alten Klosterbären, besonders Rupert, Göde, Heino und Severin, hatten wenig Manieren, und die wenigen taugten nicht gerade viel. Rupert lernte einsehen, daß man wohl allein im grünen Walde nach einem Besper über den Daumen weg rülpsen dürfe, nicht aber bei Tische, wenn ein schönes, feines Weib zugegen war. Heino schnäuzte sich in Gegenwart der Fremden nicht mehr mit der Faust, und Göde gab seinem breiten Lachen einen milderen Ton, hieb sich auch nicht mehr mit der flachen Hand den Schenkel, weil die Fremde jedesmal erschreckt aufflog.

So wurde bald alles der Schönen, Feinen untertan, die mit jedem Tage schöner und strahlender wurde. Aus dem Zeugvorrat des Klosters vernähte sie braunen Kuttenstoff und weißes Binnen zu einem schönen, neuen Gewande. Als sie damit zum ersten Male erschien, sperrte Severin den Mund so weit auf, daß Rudi ihm zurief: „Severin, Severin, gleich werf' ich dir wieder einen Brummer ins Refektorium!“ und der Blöde den Mund hörbar schloß. Aber die Fremde sah mißbilligend auf Rudi, und da schlugen ihm die Flammen in den Kopf.

Einer schien von dem allen nichts zu merken, das war der Pater Reinhold. Daß er sich in der Nacht aus der Zeugkammer eine neue Kutte und neue Sandalen geholt hatte, war natürlich nur geschehen, weil die alte Gewandung zerfchliffen war. Auch war es selbstverständlich, daß er einsehen mußte, wie Spinnengewebe seine Bücher nicht sonderlich zierte und daß es ihnen nichts schade, wenn man sie, bevor man in ihnen las, aus dem Fenster austäube. So stand er eines Mittags in tiefen Gedanken, als sich die Tür öffnete und die Fremde, strahlend wie der Sunitag, über die Schwelle trat. Sie leuchtete ihn mit ihren Augen an und machte eine Bewegung, die er richtig dahin deutete, daß er mit ihr zum Essen kommen solle. Reinhold war aus gutem ritterlichen Hause. Und in einer chevaleresken Anwandlung, in seiner plötzlichen Verwirrung und unter

dem Eindruck ihrer Schönheit wie unter einem Zwange stehend, bot er ihr den Arm und schritt verwirrt neben ihr an den Tisch. Da saßen alle schweigend und hatten erstaunte Augen. Sie warteten auf das Tischgebet, das der Pater zu sprechen pflegte. Aber dem saß das Herz in der Kehle. Da betete Luder, um das Warten zu enden. Seitdem erschien der Pater Reinhold wieder regelmäßig bei Tische.

Als der erste Ansturm der Umwälzung verweht war und die Brüder sich in dem Neuen wohlzufühlen begannen, saßen Behagen und Freude unter ihnen, wenn sie sich nach der Abendmahlzeit im Garten zusammenfanden. Reinhold fehlte dabei. Aber das war auch früher so gewesen. Rudi's Flöte klang in den stillen Abend hinaus, daß der alte Rupert leise den Takt trampelte und den Kopf dazu hin und her wiegte. Und Göde kam, alter Gewohnheit treu, in Versuchung, vor Vergnügen auf die Schenkel zu klatschen, besann sich aber rechtzeitig und stoppte den Niederdruck der mächtigen Branke mit einem leisen, von unterdrücktem Lachen begleiteten Selbstdrohen. Und Severin sperrte den Mund auf, ohne fürchten zu müssen, daß ihm ein Brummer oder Käfer hineinslog. Der Blöde war der einzige, der sich in seinem Äußeren gleich blieb, nur in seinen Augen saß ein anbetender Glanz, wenn er die Fremde sah. Im übrigen hatte Rudi genügende Zielscheiben für seine Späße an der Art, wie Göde bei Tisch mit Messer und Gabel umging und wie Heino die Forellen aß, die er im Bache fing. Oder er neckte Rupert wegen der Ordnung seines mächtigen Haupthaars und Luder mit seinen Blumentöpfen.

Seltam war es, daß die Fremde nicht verstand, deutsche Wörter nachzusprechen. Oder wollte sie es nicht? Sie sprach fremde, klingende Laute, die Reinhold, der doch in den Sprachen Bescheid wußte, nicht kannte. Ebenso seltam war es aber auch, daß die Brüder den Klang ihrer Sprachlaute bald zu deuten wußten. Nie gelang es ihnen jedoch, ein besonderes Wort aufzufangen und zu verdeutschten. Wenn die Brüder von ihr sprachen, gebrauchten sie den Namen, den Reinhold ihr gegeben hatte, der sie Aliena nannte. Auf diesen Namen hörte sie auch, wenn man sie rief, obschon es zweifelhaft erschien, daß sie seine Bedeutung kannte.

(Schluß folgt.)



## Claude Tillier

Von Prof. Dr. Richard M. Meyer = Berlin



u den lebenswürdigsten Eigenheiten des deutschen Gelehrtentums gehört der Eifer, mit dem seine Vertreter sich gerade auch in fremde Individualitäten zu vertiefen lieben. Und es sind nicht nur die leuchtenden Heroengestalten eines Dante, Shakespeares, Molière, denen liebevolle Hingabe zuteil wird — gerade auch Männer von zweitem und drittem Rang finden warmherzige Interpreten, wenn sie unseren Großen nahetreten oder das Herz unserer Besten erobern